

Eine St. Moritzerkur im Jahre 1803

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden**

Band (Jahr): **55-56 (1925-1926)**

Heft 55: **Festgabe zur Feier des 100jährigen Bestehens der Historisch-Antiquarischen ehemals Geschichtsforschenden Gesellschaft Graubündens : 1826-1926**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

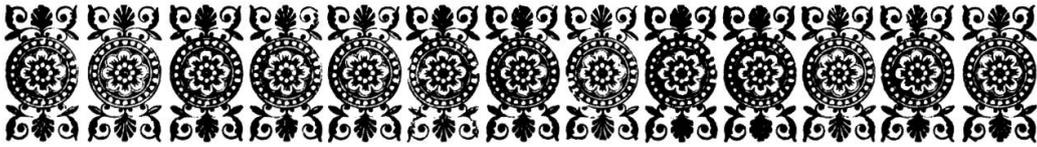
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



II. Teil.

Eine St. Moritzerkur im Jahre 1803.

Nicht allein das in den folgenden Zeilen geschilderte drollige Bild einer kleinen Reisekaravane rechtfertigt die beinahe wörtliche Wiedergabe einiger Tagebuchblätter aus dem Jahre 1803; auch nicht die — teils ärgerlichen, teils Abwechslung bietenden — gewohnten Kutschenunfälle bei einem solchen Zug über die Alpen: dergleichen mögen heute noch der vornehmen Kundschaft unserer fehlerreichen Alpenstraßen zustößen, nur nennt man sie im Jahrhundert des Automobils „Pannen“!

Nein, neben diesen Äußerlichkeiten kommt vorerst die geistige Regsamkeit des Reisenden zum Ausdruck — wie sie den Insassen des elektrischen Bähnchens hundert Jahre später kaum mehr zugemutet werden darf — diese gemächlich „raisonnierenden“ Betrachtungen über Straßenanlagen, Bauten, Fruchtbarkeit der Gegend, Sprache und Sitten, geschichtliche Tradition und politische Gewohnheit. Man glaubt der angeregten Unterhaltung von Vater und Sohn zu folgen, man sieht diesen beim aufmerksamen Studium seiner Mechelschen Reisekarte.

Schließlich ist noch bemerkenswert das Bild der seelischen Einstellung jener Menschen gegenüber der damals noch ungewohnten Wildheit des höheren Alpengebiets, dies Befremden beim Anblick unfruchtbarer, öder Bergtäler; die scheinbare Abwesenheit jeglichen romantischen Sinns — oder doch zum mindesten eine hilflose Zaghastigkeit beim sich Regen solcher Empfindungen; und im Gegensatz hiezu das befreite Aufatmen und befriedigte Lächeln, dies ganz konventionelle Gepolter, sobald es sich um mehr idyllische Eindrücke oder gar um Bilder bürgerlichen Wohlergehens handelt. In dieser Hinsicht bezeichnend sind namentlich die ersten Eindrücke im Engadin: vorerst staunende Überraschung, dann Ernüchterung.

Für den Kunsthistoriker und den Architekten enthalten diese Blätter auch einige Anregung; bei aufmerksamster Beobachtung hatte Johann Ulrich — ein Kind seiner Zeit — nicht das geringste Verständnis für die heimische Bauweise; doch lassen seine wenigen Worte über den Farbenreichtum der Fassaden ahnen, daß die späteren Jahrzehnte des sogenannten „Heimatschutzes“

mit ihrer ewigen und schablonenhaften Wiederholung der Sgraffitodekoration, der Eigenart des Engadinerhauses auch noch nicht volles Verständnis entgegenbrachten.

Dem Freunde der „guten alten Zeit“ wird die etwas beißende Schilderung des Kurlebens an der St. Moritzerquelle einige Enttäuschung bereiten, wohingegen sie den St. Moritzer Bürger unserer Tage mit Stolz erfüllen dürfte, über die seit jener Zeit erzielten Fortschritte. Bei der Besprechung der Freuden der Tafel mag mancher Liebhaber mit Neid errechnen, für welchen Spottpreis er sich damals den Genuß eines Forellenschmauses hätte leisten können, während die sonstigen Preise — deren nähere Untersuchung vielleicht lohnend wäre — selbstredend sehr hoch standen; namentlich waren die Bäder kostspielig, deren ein jedes einen Zuschlag von etwa 25 % des Pensionspreises ausmachte.

Ein einziger kurzer Absatz in diesen nachfolgenden Blättern berührt uns zeitgemäß, als wäre alles darin Erwähnte heute noch so: ein kleiner „Excurs“ über die Qualitäten des Weltliners, wie sie nur das Engadin ihm zu geben vermag... der unsterbliche „Tresicoli“ hat sich offenbar in den verflossenen hundert Jahren nicht wesentlich zu verändern vermocht.

Doch Pferde und Wagen stehen bereit; wir fahren mit!

„Den 22. Juli morgens verreisten wir um 8 Uhr von Chur. Mathis hatte mir auf einem Malixer Wagen einen Sitz in Riemen gehängt, sodaß ich recht gut saß; unten war eine Matratze; bergab zu fahren war dies Fuhrwerk weniger gut. Heiri von Gläsch führte das Gepäck auf einem zweiten Wagen, die Elisabeth Pfefferin war zu Pferde dem letztern als Succurs vorgespannt, und Jockli von Malans ging neben meinem Wagen, welchen Johannes führte.

Der Weeg geht sogleich von Chur steil aufwärts, mit wenigen ebenen Plätzen bis Malix; er war sehr schlecht. Vor Zeiten hatte man ihn mit unterlegtem Pflaster sehr gut gebauen, allein die Nachlässigkeit der Stadt Chur ließ ihn verderben. Es wurden keine von den vielen herabfließenden Wassern ab- oder unter der Straße durch geleitet, sie schwemmten mithin die Beschützung weg und ließen das nackte Pflaster zurück, und sogar dieses wird unterfressen, sodaß einzelne Steine davon wegfallen.

Die Stadt Chur zeigt sich nirgends besser als von der Anhöhe dieses Weegs herab, und die ganze Ebene wird durch die zusammengedrückte Ansicht der Stadt, des Lürlibads nebst Masans und Halbenstein angefüllt.

Nach $\frac{7}{4}$ Stunden hatten wir Malix erreicht. Dies Dorf ist nicht gut gebaut und erinnerte mich mit seinen vielen hölzernen Ställen stark an See-

wis, mit welchem es auch Lage und Clima sehr ähnlich hat. Die Güter sind sehr schön, auch wachsen viele Kirschen und an windstillen Plätzen kann auch anderes Obst gedeihen. Die Bauart der kälteren Gegenden, kleine Fenster in dicken Mauern, fängt schon hier an.

Vor 11 Uhr kamen wir zu dem Churwalder Kloster. Was jetzt noch bewohnt wird ist ein hohes thurmähnliches Gebäude; ein Prämonstratenser haltet sich darin auf. Die Kirche beyder Religionen steht daneben und ist so eingerichtet, daß man durch den reformirten Theil derselben in den katholischen eingeht. Ein kleiner Weiher in der Nähe hatte viele Fische vor dem Krieg, jetzt nur wenige. Das Kloster muß, den Ruinen nach, sehr weitläufig gewesen seyn und aus verschiedenen Gebäuden bestanden haben.

Die letzten Häuser im Churwalderthal heißen das Stättli; von hier geht es äußerst steil $\frac{1}{2}$ Std. oder noch länger nach Parpan.

Parpan (wo wir um 12 Uhr anlangten) hat wenige, aber gut ins Auge fallende Häuser. Ein großes Haus, welches dem bekannten Obrist Brülker gehört hatte, ist der Zerstörung nahe, denn die Erben können es nicht unterhalten (ein Fall, den die, auf Politik gegründete Sucht der Bündner in mehreren Gemeinden Gemeindsrecht und Haus zu besitzen, oft hervorbringt). Ein großer Theil des Daches ist schon zusammengefallen.

Hinter dem Dorf stiegen wir noch eine steile Viertelstund und befanden uns nun auf der Höhe der ersten Bergkette zwischen Chur und Engadin. Von hier geht es bis Lenz abwärts (aber durch keinen so steilen Abhang als die Mechelsche Charte anzeigt). Bald kommt man zu einem Wald, vor welchem links ein kleiner See oder vielmehr Sumpf ist. Im Walde selbst sammelt sich das Wasser der höhern Berge in vielen vortrefflichen Quellen; sie ergießen sich in 2 Seen, der untere schien mir größer und soll fischreich seyn; (ich bin nicht gewiß ob es wirklich 2 sind, oder ob es nur von der Straße her so scheint weil ich ihren Zusammenhang nicht sehen konnte; die Mechelsche Charte zeigt nur einen an).

Hier unterbricht das Gebiet des Gottshausbundes den Zehngerichten Bund, denn das Obervaser Gebiet (dieses Dorf sieht man weiter unten) erstreckt sich längs den Bergen rechter Hand fast bis an die soeben zurückgelegte Höhe unseres Weegs und umfaßt den Wald und die Seen. Mit dem Gebiete des Gottshausbundes fängt die katholische Religion und ihre Kreuze an der Straße, sowie die romansche Sprache an; letzteres wurden wir bald inne, denn bey den Seen liefen uns 2 Kinder nach und bettelten, indem sie unaufhörlich „Blukgeret“ (Blükgerchen!) ausriefen! Um halb 1 waren wir bey den Seen und nach einer Stunde wieder auf X Gerichtsboden.

Der obige Tannenwald gränzt mit seinem Ende an die $\frac{5}{4}$ Stb. lange Heide; dies ist ein weiter unfruchtbarer Strich, mit magerm Gras und Tannengesträuch bewachsen. Die Aussicht zeigt Obervas, einen Theil des Oberhalbsteins etc. und ist weitläufig, so wie überhaupt Lenz — wir kamen $\frac{1}{4}$ nach 2 dort an — wegen seiner Höhe einen sehr weiten Horizont hat.

Dies beträchtliche Dorf Lenz (Lantsch) ist romansch und katholisch; seine Kirche ist hübsch; die Orgel daselbst wurde von Herrn v. Summerau dem Dorf geschenkt, und des Gebers Porträt hängt in der Kirche. Eine Familie Zumbro in Lenz (jetzt daselbst ausgestorben, aber in andern Gemeinden noch vorhanden) ist das Stammhaus derjenigen, welche seit dem Adelsbrief sich v. Summerau schreibt. Hier findet man bey einigen Häusern schon die Ställe mit der Wohnung vereinigt, eine Bauart, die in Filisur und Bergün häufiger, im Engadin aber allgemein ist. Der tiefe Schnee würde die Einwohner von ihren Ställen absondern, wenn sie solche — wie z. B. im Churwaldischen — auf den Gütern zerstreut hätten. Aus diesem Umstand folgt auch der häufigere Gebrauch der Wägen: der Brättigauer (auch der Zürcher) findet es bequemer und schneller das Heu auf seinen mitten im Gut liegenden Stall zu tragen und gewöhnt sich, alles zu tragen; wer aber alles Heu bis ins Dorf bringen muß, befindet sich besser bey'm Fahren.

Im Wirthshaus zu Lenz bey Landamma Balzer fanden wir einige Schweizer, die auch nach St. Moriz reisten: Herr Thoman von St. Gallen, Herr Morell, ein Pfarrer Tobler aus Appenzell etc. Ob wir gleich spät ankamen, so erhielten wir ein gutes Mittagessen und konnten um 5 Uhr wieder verreisen.

Von Lenz nach Brienz macht der Weeg, mit einigen Abhängen untermischt, eine Wendung völlig links und dieser Umstand gewährt eine der schönsten Aussichten auf der ganzen Reise. Man sieht nämlich vor sich gerade in das schöne Oberhalbstein und entdeckt auf seinen grünen Flächen einige Dörfer und das Schloß Reams. Hinten stehen Felsen mit Schnee beladen. Rechts schließt sich an diese Aussicht eine andere nicht minder schöne: dies sind die Dörfer Mons und Stürvis, auf einem Berge, der an Cultur und Fruchtbarkeit dem Heinzenberg wenig nachgiebt. Weiter hinten liegt Mutten mit seinem Sommerdorf, und auch Solis zeigt sich eine zeitlang. In der Tiefe liegt, jenseits der Albula, von ihr und dem Oberhalbsteiner Wasser umflossen, und eingeengt zwischen Anhöhen Tiefenkaften, mit Recht so benannt: es zeigt blos seine höchsten Dächer und den Thurm.

Diesseits der Albula, auf einem sanften Abhang unter Lenz, zwischen lieblichen Wiesen, ruhen 6 oder 7 Häuser.... W a t z e r o l! bescheiden wie jene Männer, welche hier um des Vaterlands Willen zusammenkamen. Das

Gebäude wo sie sich versammelten ist zerfallen, man zeigt noch Gemäuer davon.

Sobald man nach Brien z kommt ist links an der Straße ein viereckiger Thurm von uralter Bauart; sein oberer Theil besteht — sonderbar genug — aus weit größeren Steinen als der untere. Einer der Herren Porta — jener Thurm gehört dieser Familie — hat neben ihn ein beträchtliches Haus bauen lassen.

Von Brien z geht der Weeg sehr steil ins Alveneu erbad hinab (die Mechelsche Charte bemerkt dies nicht, obgleich diese Anhöhe steiler ist als die von Parpan nach Lenz), der eine Arm des Weegs führt links in das Dorf Alveneu, der andere in das tief an der Albula liegende Bad. (Auf der Mechelschen Charte ist das Bad zu weit von der Albula entfernt, und der Weeg dahin sollte sich näher bey Brien z von dem ins Dorf scheiden).

Alveneu ist katholisch — wie Lenz, Brien z und Vazerol — und alle Dörfer auf dieser Straße, von Lenz an, sind romansch; doch findet man überall teutsch sprechende Wirthe.

Als wir $\frac{1}{4}$ vor 7 Uhr ins Bad hinabgestiegen waren, befanden wir uns am Fuß desjenigen Berges, dessen Besteigung bey Chur begonnen hatte; mit dem Berg hatten wir auch die kältere Region verlassen; hier wächst Laubholz, Bohnen, Hollunder, Kirschen, Zwetschgen etc., vielleicht würden Neben an Geländern gedeihen. Wenige Häuser stehen neben dem Badhaus, wo uns sogleich eine Schwefelatmosphäre umfieng.

Zwar hatten wir das beste Zimmer — entlegen von den Bädern und dem Geruch — es war aber nichts destoweniger sehr klein und für langen Aufenthalt unfreundlich, auch nicht ohne Wanzen. (Die Betten gut, die Speisen zahlreich aber sehr mittelmäßig. Der Wirth — ein Bruder dessen in Lenz — soll sich oft betrinken und die Wirtschaft den Mägden überlassen). Die Quelle wird zu den Bädern gewärmt und man badet in Kästen. Die Aussicht geht auf die Albula und ihr mit Gesträuch umwachsenes Ufer; von den jenseitigen Bergen schießt ein hübscher Wasserfall herab.

Den 23. Juli Morgens vor 6 Uhr fuhren wir den Weeg vom Bad gegen Filisur weiter, bey herrlichem Wetter. Dies ganze Gebiet um Alveneu, Filisur etc. hat viele Acker mit schöner Gerste, Froment, Hanf, Haber etc. In Filisur selbst wächst Obst, d. h. Zwetschgen und Kirschen. Das Dorf — wir kamen um 7 Uhr an — ist lang und scheint wohlhabend, denn mehrere Häuser waren neu oder erneuert; sie sind meistens groß; Bauart der Fenster, Verzierung durch Gitter und Mahlerey etc. ganz in engadiner Geschmack: d. h. die Fenster klein und in dicke, schräggeschnittne Mauer vertieft, eine Altane, ein Treppengeländer oder Fenstergitter von Eisen, das Haus weiß und mit

grelle Ecken bemahlt, über der Thüre womöglich ein Wappen. Von hier beginnt ein langweiliger Weeg längs der Albula, durch ein Thal das von den Bergen so eng geschlossen wird, daß kaum für den Weeg und das viele Gesträuch neben dem tobenden Flusse Raum ist. Gleich unter Filisur geht eine Brücke über das Wasser, und der Weeg eine Weile auf dessen linkem Ufer; blickt man aus dem Gesträuch vorwärts, so scheint das Ende dieses schmalen Passes ganz von zwei Felsen verschlossen. Um 8 Uhr führte uns eine zweite Brücke auf das rechte Ufer des Flusses und zugleich auf Bergünner Boden; der Weeg — bisher fast eben — beginnt hier etwas aufwärts zu gehen; gleich hinter der Brücke ragen kahle Felsplatten aus ihm hervor; das Pferd an meinem Wagen schlüpfte, fiel nieder und konnte nur durch Ausspannen wieder zum Stehen gebracht werden. Jetzt, nach $\frac{1}{2}$ Stund, erhebt sich der Weeg immer mehr über das finstere Thal, tiefer unten schäumt in dem steinigten Bette der wilde Fluß; aber auf einmal sah ich keinen Weeg mehr, ein Fels stand vor mir und schien ihn zu schließen; doch bald öffnete sich — bisher von Gesträuch verdeckt — der schmale Ausgang; er schlingt sich eng unter vorhängenden Felsen hinan. Hier bahnte die Hand der Kunst was die Natur verschloß; sie höhle in den nackten Fels, so hoch und so breit als zu einem Weeg erforderlich ist, und verwahrte den Rand des ungeheuren Abgrunds mit einer Mauer. Ungefähr 10 Minuten lang währt diese Scene, vor welcher manchen Reisenden schwindelt; die Mauer ist nicht hoch, an manchen Stellen schadhast; über dem Haupt hängt Felsen, unter den Füßen reicht er senkrecht in den Abgrund. Aus der Tiefe des Schlunds ragen riesenhafte Tannen empor, ihre Wurzeln klammern sich in die Einschnitte der Felswände. Wagt man es, mit übergebognem Leib in die schwindelnde Tiefe zu blicken, so sieht man hie und da weiße Schaumwellen der Albula; gepreßt zwischen Felsmassen scheint sie mit unterirdischem Getöse den Weeg zu erschüttern, zu unterwühlen.

Endlich öffnet sich der Horizont: vor sich erblickt man den Thurm von Bergün, und die Albula in einem breiten weniger tiefen Bette; vormals hatte sie sich hier in einen kleinen See gesammelt, jetzt bezeichnet ein grünes Becken die Stelle; Pferde weideten darin. Hier athmet man freyer, und bald ruht das Auge auf einer reizenden Gras- und Kornfläche. Bergün liegt auf dieser schönen Ebene, zwischen der Vereinigung des Tuorsbaches mit der Albula, begränzt von Bergen, wo die schönsten Alpen auf dicke Waldungen und fette Wiesen folgen.

Am Eingang des Dorfes — wir kamen gegen 9 Uhr dahin — wird von allen Nichtbergünnern ein Weeggeld entrichtet für jenen kostbaren Felsweeg; vormals mußte man den hohen jenseitigen Felsen übersteigen, dieser

Weeg — über Pensch genannt — war weiter und mühsamer; deswegen ließ Bergün im Jahre 1694 den andern mit vielen Kosten sprengen; leider vernachlässigt man ihn, die Mauer wird nicht reparirt, und wenn sich Winters der Schnee aufhäuft, wären mithin Unglücke möglich. Schon als diese Straße zum erstenmal gebaut wurde, stürzte ein Maurer zerschmettert in den Abgrund.

Das Dorf ist ansehnlich, seine Häuser nach Engadiner Art, bey manchen sogar der Stall gemauert und mit dem Hause vereinigt. Fast in der Mitte ist ein viereckiger Thurm, dessen unterer Theil gewiß hohes Alterthum hat; im neuern obern ist eine Glocke, um den Bewohnern dieses Theils des weitläufigen Dorfes in die weit entfernte Kirche zu läuten; der untere Theil enthielt die Folterkammer. Unter dem Thurm sind lauter schlechte Häuser.

Obst wächst zwar hier keines, aber Korn, Erdäpfel, Hanf und niedriger Flachs. Das Vieh gleicht dem Engadiner und ist etwas größer; es werden viele Hühner gezogen, auch Bienen werden gehalten. Außer dem vielen Wildpret findet man auf den höhern Bergen auch die ersten Zirbelnüsse.

Nachdem wir bey der Frau Podestätin Gregori ein Glas Wein getrunken (ich versuchte dabey von dem schwarzen harten Brod, das nach Engadiner Art niedrig geformt und lang aufbewahrt wird; kaum konnte man es schneiden, es sprang in Brocken umher unter dem knarrenden Messer; doch war es nicht unschmackhaft, nur mühsam zu essen) und den Besuch von dem alten 85jährigen Podestat Vuol erhalten (ein Bild des Alters für Mahler, in schwarzem Nachtrock und Mützchen, vom Alter keineswegs häßlich geworden, nur schwachhörig und gebogen), reisten wir um 10 Uhr bey sehr warmem Sonnenschein weiter: eine Viertelstund lang noch in der Ebene des Thals, dann rücken die Felsen von beyden Seiten näher und der Weeg steigt hinan.

Hier wird es öde, man nähert sich der Albula und geht auf ihr linkes Ufer; diese Stelle ist sehr mahlerisch: zwey Felsen — nicht gar hoch, aber durch ihre Stellung wie ineinander geschoben — scheinen den Durchgang zu verschließen; zwischen ihnen stürzt die Albula in eine Tiefe hinab, und über den Wasserfall führt eine hölzerne Brücke schräg aufwärts. (Die Mechelsche Charte hat den Weeg — wie er vor Zeiten war — immer auf der rechten Albula Seite; und die Lage von Bergün nicht richtig, es sollte zwischen der Albula und dem Zuorsbach liegen.) Wenn man über eine zweite Brücke wieder auf das rechte Ufer gekommen ist, steigt der Weg $\frac{1}{2}$ Stund gäh bis zu einer freundlichen Ebene, wo etwa 16 oder 17 Mayensäßhütten stehen¹; dann geht es immer höher, wo keine Menschen mehr wohnen, zwischen Tannen

¹ Preda.

und Erlen, jetzt über kahle steile Felsen hinauf, dann über feines Gras an der Seite des Bergs hin in die Höhe, und endlich hinab zum Wirthshaus² „beym Weissenstein“ (12 Uhr).

Das Wirthshaus liegt am Ende des obern Sees — den untern sah man im Heraufkommen — dieser obere See hat mehrere kleine Pfützen und Quellen zu seiner Seite, in denen man die größten Forellen findet (vor nicht langen Jahren eine von 14 Pfunden, sie wurde im Alveneuer Bad verzehrt); überhaupt sind seine Forellen besser und größer, im untern See hingegen zahlreicher; der untere gehört der Gemeinde Bergün: wenn diese den Weissensteiner Wirth chikaniren will, so entzieht oder steigert sie ihm die Pacht desselben; der obere gehört — nebst vielem Weidgang — zum Haus; die großen dazu gehörigen Heugüter erstrecken sich bis gegen den Gipfel des Berges; der Wirth kauft deswegen viel Vieh zum Sömmern und verkauft es im Spätjahr, oder er nimmt fremdes Vieh um Bezahlung auf seine Weiden. Das beschwerlichste seiner Lage ist, daß er beträchtlicher Vorräthe bedarf und mithin schon Anfangs ein starkes Capital anlegen muß. Diese ganze Besingung trug den sehr kleinen Zins von 305 Gulden, überdies mußte der Pächter für Mobilien und Heu zwischen 20 und 30 Gulden zulegen; vormals hatte er in allem 305 Gulden bezahlt, hingegen bestritt der Gutsherr die großen Reparaturen, der Pächter die kleinen; letztere wurden mithin so lang vernachlässigt bis der Schaden „groß“ geworden!

Zwey vortreffliche Forellen, die eine abgefotten, die andere gebraten, waren die Krone unseres Mittagessens; ein Geißzieger in Milchrahm, mit Zucker und Zimmt bestreut, nicht minder lockend; und ein vorzüglicher Weltliner erwärmte was die Speisen verkälteten. Jeder Wein wird in diesem kalten Klima gut, der Weltliner aber vor allen, denn er wird nie matt, sondern behält etwas angreifendes. Ein Mann von Zernez (ich glaube Landamma Neggi) war auch im Wirthshaus und trank mit uns den Caffee.

Vor 3 Uhr verreisten wir; der Weeg führt sogleich aufwärts. Die Straße hier ist ebenso steil als schmal, und auf der ganzen Reise nichts ärgerlicher als daß sie überall leicht besser gemacht werden könnte: ohne Felsen zu sprengen, brauchte man nur Erde und Schuttwegzuschaukeln, oder Löcher auszufüllen. Wir hatten das Mißgeschick einem andern Wagen zu begegnen und konnten ihm nicht ausweichen, als indem der unsrige am Berg in die Höhe geführt und von den Schultern einiger Männer unterstützt wurde, während der andere auf dem Weege vorwärts fuhr.

Jetzt hatten wir die erste Anhöhe (Scufflön) erstiegen und eine Gegend erreicht, traurig, wie ich noch keine gesehen; der ganze Raum zwischen den

² Der Weissenstein, Eigentum des Vaters.

Bergen rechts und links ist mit Felstrümmern überdeckt, kein Plätzchen wo Gras keimte, nichts als Schutt, so weit das Auge sieht. Grünlichgelbe Flechten und Moose, diese erste Stufe einer künftigen Vegetation, kleben an den ältesten Trümmern; kaum windet sich hie und da die glühende Alprose — gleich einer bessern Hoffnung — zwischen ihnen hervor und bekleidet das nackte Gestein.

$\frac{1}{4}$ nach 4 Uhr hatten wir die Höhe erstiegen; vor unsern Füßen breitete sich ein Teppich des feinsten Grasses aus und bekleidete, immer dünner werdend, den Fuß der Felsspitzen. Das Bild dieser friedlichen Einöde wird mir nie verlöschen! Wie Hügel ein niederes Thal begränzen, so schließen hier — wenig höher scheinend — die unzugänglichen Gipfel des Gebirges eine Fläche ein, in ununterbrochenes Grün ausgegossen und umwölbt von einem reinern Himmel. Am Ufer des Kleinen Sees weidet eine Herde schöner grauer Kühe; manche kühlten sich, im Wasser stehend; keine floh vor uns, sie näherten sich vielmehr, als wäre ihnen der Anblick eines Menschen lieb; und wenn ich die Hand ausstreckte, so kamen die jüngern herbey um das erwartete Salz zu lecken. Nichts ist hier menschenscheu, Schmetterlinge flogen schaarenweis um den Wagen und ließen sich mit Händen fangen. Diese Alp gehört — vom Kreuz an — zu Camogast ins Engadin; sie ist zu 275 Stößen (d. h. Kühen, ungerchnet das Galtvieh und die Kälber); das Vieh ist von Oberländer Art, d. h. grau, aber viel größer.

Nach einer halben Stunde begann der Weeg bergab; einmal wurde der Wagen auf einer sehr schrägen Stelle umgeworfen; ein Schaafhirt half ihn wieder aufrichten. So kamen wir über verschiedene Umwege und Anhöhen hinab zu den Alphütten, wo die Hirten jener Heerden sich aufhalten; weil es aber von hier bis Camogast nicht weit ist, so halten sie keinen Zusenn, sondern jeder Eigentümer holt seinen Theil ab. Hier fängt an den Seiten wieder Gestäude an und bald kommt man in einen Wald schöner Tannen und Larchen. Dann erblickt man in der Tiefe Camogast und Pont und erreicht durch einen steilen Abhang den Fuß des Albula. ($\frac{1}{4}$ nach 6 Uhr).

Der erste Anblick des Engadins ist überraschend: aus hohen öden Regionen wird man, gleichsam mit einem Schritt, in ein Thal versetzt, wo große wohlgebaute Dörfer sich in den Fluthen eines stolzen gemächlich hinfließenden Stromes spiegeln. Aber wenn man länger im Engadin reist vermischt die Einförmigkeit der Scenen jenen Eindruck; kein Obstbaum erfreut das Auge, die Vegetation ist dürftig.

Pont besteht aus wenigen aber niedlichen Häusern und hat seinen Namen von einer hübschen hölzernen Brücke über den Inn. Vormalis gehörte es zu Camogast, jetzt aber hat es eine eigene Kirche. Das viel größere Dorf

Camogast, zwischen dem Inn und einem Waldwasser, hat öfters von letztem gelitten und durch die Bemühung, dasselbe in einen geraden unschädlichen Lauf zu dämmen einen Beweis von verständiger Thätigkeit gegeben, den man diesseits der Berge vergebens sucht. Die Straßen sind gut und eben; wir kamen bald bey dem Wirthshaus zur Au³ in das Gebiet ob fontana merla; außer den politischen Zusammenkünften des ganzen Hochgerichts Ober Engadin werden in diesem Wirthshaus Schmausereien gehalten, an denen die St. Moritzer Badgäste wieder verderben, was das Wasser gebessert hatte! Alle Jahr wird hier ein Viehmarkt gehalten, kurz vor dem Tiraner, als dessen Barometer man ihn gleichsam ansehen kann.

Auf die Au folgt B e w e r s, ein beträchtliches Dorf. Die Bauart in allen ist gleichförmig, die Häuser weiß angestrichen, die Straßen sauber gehalten, keine Dünghaufen; und alle Häuser in regelmäßigen Reihen gestellt. Die Ställe sind nicht abgesondert und von Holz, sie werden unter dem gleichen Dach mit dem Wohnhaus angelegt, sind wie dieses — dessen Größe dadurch verdoppelt wird — gemauert, und die mit durchlöchertem Holz verschlossenen Öffnungen des Heubodens haben die Gestalt und Größe von Kirchenfenstern; der Stall ist daher oft schöner als das Haus, und ich habe Gebäude gesehen wo er den Vordertheil gegen die Straße machte und die eigentliche Wohnung — als wäre sie ein unbedeutender Zusatz — ganz umschloß. Die Engadiner Bauart ist eine sonderbare Mittelgeburt zwischen dem italiänischen Geschmack und demjenigen, den das kalte Klima erzeugte; von letztem kommen die äußerst kleinen Fenster, zuweilen nur von zwey Scheibchen übereinander; dennoch wird an der Außenseite des Hauses eine Einfassung gemahlt von der Größe eines ansehnlichen Fensters, und von dieser Einfassung an laufen alle vier Seiten der sehr dicken Mauer, in schräger Richtung abgeschnitten, bis zu dem tief liegenden Fensterchen. Wenige Häuser entbehren ein Geländer von Eisen an der Treppe vor der Hausthür, oder Gitter vor denjenigen Fenstern die nicht in Zimmer gehen, oft auch vor allen untern Fenstern. Auch ärmere haben eine Altane, und wenn es auch von Holz wäre, weil die Aussicht aus ihren trichterförmigen Fenstern beschränkter ist als ihre Neugierde; wer keinen Balcon hat, vereinigt wenigstens zwey Fensterchen in einen kleinen vorstehenden Erker. Die Fenster bestehen aus den barockesten Figuren von Scheiben und Glasstücken, zusammengeflickt wie es der Zufall wollte: hier machen zwey große Scheiben die rechte Seite des Fensters aus, während die linke schmale Glasriemen und darüber etliche achteckige Scheibchen zeigt. Zu den Einfassungen, und besonders den Ecken der Häuser, wählen sie die grellsten Farben, am liebsten grün, reichlich mit blauen, rothen und gelben Flam-

³ Vergl. Bündnerisches Monatsblatt 1925: „Las Agnas“, von Gian Bundi.

men marmorirt; in gleichem Geschmack werden die Fensterläden bemahlt, das Gitterwerk grün mit Vergoldung. Eine Unannehmlichkeit mehrerer Dörfer besteht darin, daß die Straße nicht durchaus, sondern nur soweit gepflastert ist, als es etwa einem Hausbesitzer vor seiner Wohnung beliebt; man fährt also oft mit dem einen Rad auf Pflaster, mit dem andern im Koth.

Die Kirchtürme welche ich sah sind durchgehends hübsch, sie spizen sich nicht in Nadeln zu wie bei uns, sondern der Körper des Thurms verdünnt sich in der Höhe in 2 oder 3 mit Gesimsen umgebenen Auffäßen, den obersten deckt ein kleines Helmdach; vor allen zeichnet sich der zu Samada aus, von einem italiänischen Meister 1772 gebaut.

Samada mag etwa $\frac{3}{4}$ Stund von Pont seyn; es ist das schönste Dorf so ich im Engadin gesehen.

Man war eben im Beginnen der Heuerndte — fast der einzigen in diesem Thale — zahlreiche Schaaren von Tyrolern, Montafunern und Bewohner der bündnerischen wilden Thäler begegneten uns, welche nach vollbrachtem Sammeln des Heus von Hause weg hierher gehen, wo man später mäht und gut bezahlt. Der Aufenthalt im Ausland und die Beschränktheit der Landwirtschaft im Engadin vermindern das Anstellen von Dienstboten so sehr, daß man einige Wochen lang fremder Hülfe bedarf. Das Heimführen des Heus wird umständlicher, weil die Heuställe nicht auf den Gütern sind. Alles hilft und freut sich zu erndten, die Fremden mähen, die Mägde laden das Heu, und der Junker führt das kleine Fuder mit einem Ochsen oder Pferde heim. Während dem Heuen halten sich die reichen Engadiner meistens im Lande auf, warten noch das sogleich darauf folgende Düngen und etwa den Tiraner Markt ab, und dann erst reisen sie wieder in die Fremde.

Die fremden Mäher bekommen gewöhnlich: Morgens Brandtwein oder Wein, um 9 Uhr (Mittagessen) warme Kost nebst Wein, um 4 Uhr Käs und Brodt nebst Wein, und Abends warmes Essen, wobey allemal Fleisch und Wein, — dazu noch an Geld etwa $\frac{1}{2}$ Gulden. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie alle, mit ihren zwey zusammengebundenen Sensesklingen und anderm Apparat, einem solchen Leben so wohlgemuth entgegen giengen. Bettler begegneten uns nirgends; vielleicht fliehen sie die Arbeit, so man ihnen in der Heuzeit anbieten würde!

Nach einer halben Stunde kamen wir nach Celerina, dessen Kirche und Thurm gut in die Augen fällt; das erste Haus rechter Hand in seinem nahe gelegenen Filial Cresta ist niedrig, zur Hälfte zerfallen, und am Eck sind zwey Salische Wappen fast verblichen: es war die bescheidene Wohnung des östreichischen Generals Jacob v. Salis, dessen Verwendung den Auskauf der Herrschaft Mayenfeld aus östreichischen Händen erwirkte.

Von hier führt eine ziemliche Anhöhe nach St. Moritz, und der Weeg ist minder gut. Es wehte ein sehr kühler Wind, denn im Engadin war es durchgängig kühl; auf dem Berge hingegen waren die Sonnenstrahlen so durchdringend gewesen, daß sie uns die Hände — wo kein Handschuh sie bedeckt hatte — geschwollen und braun brannten.

Um $\frac{3}{4}$ auf 9 Uhr hatten wir das Ziel der Reise erreicht und bezogen ein sehr gutes Zimmer bey der Frau Podestätin Fluggi.“

„St. Moritz liegt an der Höhe eines kalten felsigen Hügels und steht in Reinlichkeit und gutem Aussehen allen bisherigen Dörfern nach; die Häuser ruhen meistens auf nacktem Felsen, und die Straße wird eben dadurch eng und holperig. Dasjenige des Dr. Forers — oder vielmehr seines Schwiegersohnes — ist das schönste; dann — nach äußerem Ansehn und in Größe der Zimmer — das unsrige (Fluggische), und auf dieses das benachbarte untere Fluggische, welches an Menge und Schönheit seiner kleinen Zimmer alle andern Gasthäuser übertrifft.

Im Ganzen ist die Gegend nicht reich an Naturschönheit; als die größte unter allen nennt man den Fall des Inns bey seinem Ausfluß aus dem See, welchem Reichthum an Wasser und geringe Höhe des Sturzes den Character des Rheinfalls geben soll; ich konnte ihn nicht sehen.

Das Klima ist unfreundlich, morgens und abends meistens kalt; die Luft von einer Schärfe und Reinheit, die manchen nicht, andern hingegen als eine Cur dient; der nahe Gletscher haucht oft einen Schneewind durch die heißen Strahlen der Mittagssonne, und von den Bergen des wilden Jait-Thales ziehen nicht selten Regen oder Gewitterwolken herüber und entladen sich über den St. Moritzer Hügel, während die unten liegenden Orte — Bowers etc — einen heitern Himmel über sich haben; dies geschah oft während unserer Anwesenheit, nie aber schneyte es, eine Ausnahme von der Regel und den alten Bekannten dieser Quelle auffallend; nichtsdestoweniger war es einige Mal zum Einheizen kalt, allein unser Zimmer — wie die meisten — ohne Ofen und Camin.

Den 25. fieng ich an das Wasser zu trinken, und zwar im Bett, 6 Gläser; nachmittags badete ich; der Zuber war fargförmig, von Brettern gemacht, sehr eng und so lang, daß zwey Personen gegen einander beynahe Platz gehabt hätten — eigentlich war er auch hiezu eingerichtet; man brauchte zwey Lägeln Wasser, eine warm, eine kalt; ich blieb eine Stunde darin. Mit Trinken stieg ich alle Tag um ein Glas, bis auf 10, mit Baden behielt ich die Länge einer Stunde. Wenn man das St. Moritzer Wasser im Dorfe trinkt, so ist es nicht stärker als wenn es wohl bouhirt in die Ferne geführt wird; bey der Quelle ist es merklich stärker; es giebt Gäste die bis 30 Gläser

trinken. Beym Sieden — welches mit vielem Brausen und nach langer Zeit erst erfolgt — setzt es einen braunen Bodensatz ab, die Baderhemder färbt es wie Nanfin, und über Nacht wird sein Geruch unerträglich wie faule Eier.

Den 27. fuhren wir bey schönem Wetter um halb 11 zur Quelle; sie liegt eine starke Viertelstunde vom Dorf, hart am waldigen Fuß des nahen Gletscherbergs. Der Inn umschließt mit schlängelförmigen Windungen die angränzende Wiese, seine Wildheit hat er schon in den obern Seen abgelegt. Was man hier für die Brunnengäste erbaut hat besteht in einem langen Haus, wo ein enger Saal ohne Fenster und zwey rauchende Camine den Trinkenden weder Schutz vor der Kälte noch Platz zum Spazieren gewähren; im untern Stock kann man die Pferde unter Dach stellen, und daneben ist die Brunnenstube, wo ein viereckiger steinerner Kasten das aufquellende Wasser einfaßt; gegenüber in der Mauer eine Inschrift auf schwarzem Marmor; das ganze Haus droht dem Einsturz (vielleicht verbot man deswegen den jungen Engadinern daselbst zu tanzen, vielleicht, damit sie nicht — erhitzt — von dem kalten Wasser trinken möchten). Es ist ein alter Wunsch, daß hier ein Haus zur Beherbergung der Gäste möchte gebaut werden, und er wäre schon längst durch die Großmuth italiänischer Großen — z. B. des Marchese Visconti Mari — erfüllt, ohne die schmutzige Habsucht der Einwohner des Dorfs, welche nicht ertragen möchten, daß ein Wirth an der Quelle alle Gäste ausschließlich besitze. Ein einziger Grund gegen ein solches Gasthaus wäre allenfalls die feuchte Lage desselben auf der vom Inn durchwässerten Wiese, wo ohnehin die Sonne später als im Dorfe scheint; doch bey den Vorstehern des Dorfes ist dies keineswegs der Grund; denn weit entfernt für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen, scheinen sie beflissen alles zu thun, was ihnen unangenehm sein kann — so konnte man nicht einmal gegen Bezahlung ein Brett zu einer Bank bey der Quelle erhalten. Dies Volk setzt sogar eine Art Stolz in seine übelverstandene Indolenz und äußert sich: es stehe ja bey den Fremden zu kommen oder wegzubleiben! Letzteres könnte — ihnen zur wohlverdienten Strafe — mit der Zeit im Ernst geschehen, denn die Quelle scheint seit vielen Jahren an Kraft abzunehmen; nicht nur alte Badgäste, sondern die Einwohner selbst finden es; vor Zeiten soll das Wasser penetrant, in die Nase steigend gewesen sein, jetzt ist keine Spur mehr von dieser Wirkung. Man hat eine Quelle gegraben, welche — nach einigen — einen Niedgeschmack hat; ohne Zweifel ließe sich die alte verbessern und neue auffinden, es wird aber nicht geschehen solang diese Gemeinde unbevogtet ihr Wesen treiben darf. Man hofft, eine Sauerquelle bey Tarasp werde der hiesigen mit der Zeit den Rang ablaufen, allein sie ist — sowenig als die bey Tiefenkasten — in gehörigem Stand; (letztere wurden wegen Unfähigkeit des Unterneh-

mers Scarpatett ohne Erfolg betrieben). Hier in St. Moritz ist die Quelle verpachtet; den Gästen schöpft ein dazu bestellter Mann in die Gläser, in Lägeln füllt man es durch einen hölzernen Trichter; was im Engadin selbst verbraucht wird sind die Pächter schuldig gratis zu geben, sagte mir Florian Planta.

Hier spazieren die Gäste einige Stunden lang entweder in dem elenden Saal oder auf der feuchten Wiese, wo sie weder sitzen noch den Sonnenstrahlen entgehen können; andere reiten umher. Die Pferde werden, sobald der Fremde sie nicht braucht, auf die Weide getrieben und man bezahlt Weidgeld — für jedes täglich 12 Bluzger, dem Hirten ein Trinkgeld; manchmal verderben sich diese Pferde die Hufe auf dem sehr steinigen Boden; Morgens früh sucht der Hirt sie zusammen und bringt sie ins Dorf.

Viele Gäste halten sich so lange bey der Quelle auf, daß sie kein Frühstück mehr nehmen können, und überladen sich dann den Magen bey der *Mittagstafel*, die hier übermäßig reichlich besetzt wird. Fast alles Gemüse und alles Obst müssen die Wirthe kommen lassen, es ist daher theuer; außer den Fischen — welche im hiesigen See denen von Sylvaiana weit nachstehen — erhält man Rindfleisch und vortreffliches Kalbfleisch; doch tritt am Ende der Cur allemal Mangel an letztem ein und die Gäste murren über das Schaaffleisch, das ihnen zu fett scheint, obgleich es übrigens sehr schmackhaft ist. Gewicht und Maaß ist hier viel kleiner als in Chur, manche Lebensmittel waren deswegen nur scheinbar wohlfeiler; so kostete 1 Maaß sehr guter *Weltliner* 18 Kreuzer; (viele Gäste erhitzt er zusehr, auch ich fand ihn nur zuträglich, und auch angenehmer, wenn ich ihn mit Sauerwasser mischte). Im *Weltlin*, wo er sich nicht aufbewahren läßt, trinkt man immer im Frühling und Sommer den des letzten Herbstes; im Engadin wird er uralte. Ich habe alte *Weltliner* Weine getrunken, die einen Aromatikgeschmack — blos vom Alter — hatten, sehr lieblich und äußerst stark waren; andere hingegen schmeckten und rochen vor Alter unangenehm; mit den Jahren verliert sich seine dunkle Farbe und wird viel heller. Fleisch war nicht theuer, hingegen das Reis fast in höheren Preisen als zu Chur; zwey Eyer kosteten 5 Blzgr, 1 Pfd Forellen 3 Bagen; ein Brodt 20 Blzgr, es ist meistens sehr schlecht, in sogenannte *Micken* gebacken, fest und sandig; das gemeine schwarze Brodt wird nur einige Mal im Jahr verfertigt und so hart, daß man es zerschlagen muß. Wir befanden uns bey eigener Haushaltung am besten, denn an *Wirthstafeln* bezahlt man theuer und verderbt sich mit *Zeigwerk* etc; bey dem untern *Fluggi* bezahlte man für Essen täglich 3 *Zürcher Gulden*, für ein Zimmer wöchentlich 1 *Zechin* oder *Ducat*, für einen Bedienten 24 Bagen *zürcher Währung*, und wurde noch mit *Extraabgaben* für Frühstück, Licht etc belegt; der

obere Fluggi (Constantin) begnügte sich mit 3 Bündtner Gulden für Essen, und überließ den Gästen für die Zimmer nach Belieben zu geben; bey Wyß war man für 1 Mayländer Thaler gut gespeist und mittelmäßig logiert. Für jedes Bad zahlte man 1 Gulden, (die Gräfin Travers mußte für jedes 1½ Gulden bezahlen, weil sie einen eigenen Zuber hatte).“

Ohne hier die Kaufkraft des Geldes mit derjenigen unseres heutigen Schweizerfrankens genauer zu vergleichen, mag doch als Schätzung dienen, daß ein Bündnergulden ungefähr 4.50 Frs. entsprechen dürfte (1924, nicht 1914); der Gulden hatte 15 Bagen (zu 4 Kreuzer), der Bagen wäre somit etwa 30 cts. Der Zecchin (oder Ducat) entspricht annähernd 6⅓ Bündnergulden, also beiläufig 28.50 Frs.; den Bluzger dürfen wir mit 7½ cts einsetzen. Die Schätzung des Mailänderthalers ist am unsichersten, kann aber mit 13 Frs angegeben werden. Der Einsatz dieser Werte ergäbe: für volle Pension Frs. 22.50, resp. 18.00 oder 13.50, je nach dem Rang des Hotels; daneben für 2 Eier 40 cts und für das Pfund Forellen 1 Fr.

Doch begleiten wir Johann Ulrich nun, an einem schönen Augusttag, auf einen Ausflug nach Pontresina:

„Am 16. August fuhren wir nach Pontresina; von Celerina führt der Weeg rechts ins Pontresinerthal, aus welchem, vom Gletscher entspringend, ein wilder weißgrünlicher Bach herfließt; nach einer starken Viertelstund führt eine hölzerne Brücke über ihn auf sein rechtes Ufer. Hier auf der Brücke erblickt man gerade vor sich das schöne Dorf Samada hinter einer Reihe Lerchen. Das Thal ist breiter als man zuerst vermuthet und hat zu beyden Seiten starke Waldung.

Wir holten einen Zug Bergamasker ein, die auf Eseln den Ertrag ihrer Schaafmilch nach Italien führten. Diese Leute sind zum Theil sehr reich, dennoch gehen sie so einfach als ob sie von Homers Hirten abstammten! Ihre Gesichter sind wild, banditisch. Sie kaufen oder miethen tausende von Schaafe zusammen und führen sie ins Engadin, den Sommer hindurch; die Wolle ihrer Race ist nicht vorzüglich, aber der Käse gilt ihnen wohl, Zieger weniger, weil er nur frisch konsumirt werden kann; sie verbieten deswegen ihren Knechten streng von letztem zu verkaufen, weil diese ein so beliebtes Naschwerk oft heimlich absetzen könnten und den Käs darüber vernachlässigen würden; unter dem Vorwand Zieger einzutauschen, z. B. gegen Tabak, soll man dennoch von ihnen bekommen können. Die Art wie sie ihre Esel beladen, oder vielmehr das Geschirr dabey, ist originell: es besteht blos aus Stricken; ein Strick über und um die Waare schließt sich vorne um den Hals des Thiers, in der Mitte geht er um den Bauch herum, und hinten schließen sich seine zwey

Enden an einem Prügel unter dem Hintern, der das Ganze zusammenhält, dem Thier aber schwerlich eine angenehme Friction machen wird.

Eine starke Viertelstund hinter der Brücke ist das erste Dorf dieses Thals, welches man auf Landcharten Laret benannt findet. Der Weeg geht über entblößtes Pflaster. Hier sieht man einen Theil der langen, noch unerforschten Kette des Bernina Gletschers: rechter Hand, über dem Wasser, stehen vorne niedrigere, mit schwarzer Waldung überwachsene Berge; hinter diesen erhebt sich der Gletscher, übergossen mit ewigem ununterbrochenem Schnee; seine blendendweißen Zacken umschließt der reine blaue Himmel. (Weiter hinten im Thal kann man zu Pferd oder zu Fuß bis an den Fuß des Gletschers gelangen.) Dies Dorf Laret handelt stark in der Fremde und hat schöne weiße Häuser; dann folgt ein zweites, und links bey diesem ein viereckiger Thurm, neben welchem auch wieder viele aber unansehnliche Häuser stehen. Jemand nannte mir das erste Laret, das zweite St. Spirit, und das bey dem Thurm Pontresina sura; allein in Laret selbst wußten die Wirthsleute nur von Ober- und Unter-Dorf, und dem Bache keinen Namen; zwischen Laret und dem zweiten Dorf ist eine steinerne Brücke über den Bach gebaut.

Zum Essen kehrten wir nach Laret zurück, wo wir im Noß eine Wirthschaft von Davosern und reinliches Haus mit ziemlich guter Bedienung fanden; die Wirthschaft ist übrigens nicht stark, obgleich der Paß über Bernina hier durchgeht, denn alles reißt bis zu den Wirthshäusern auf dem Berg. Während wir aßen trat ein neumodisch gekleideter Engadiner, in Pantalons und dicker Cravatte, herein, suchte unter manchen französischen Brocken ein Spiel Karten hervor, stopfte seine riesenhafte Pfeife, schlug Feuer, wobey ein f... nach dem andern gebrummt wurde, und setzte sich nun zu einem schlecht gekleideten Davoser — der sein Kuhknecht hätte scheinen können — zum Piket um Wein; der Engadiner gewann, dann giengen sie fort, kamen nach einer halben Stund wieder, spielten wieder und jener gewann wieder... dies müßige Zeitverderben war umso auffallender, als gerade an diesem Tag alle andern Mannspersonen bey dem Heuen waren. Es halten sich hier eine Menge Davoser auf; zwischen den Physionomien der Engadiner und Davoser ist der auffallendste Unterschied, sonst nehmen diese Sprache und Sitte der Engadiner an. Nach dem Essen fuhren wir heim."

Mit einigen wenigen Kurgästen hatte Johann Ulrich während seines Aufenthaltes in St. Moritz angenehmen Verkehr, so mit Stocker „und seinen zwey Frauenzimmern“ eine Erneuerung alter Bekanntschaft; „seine Frau — so erwähnt er — war diejenige, welcher er N^o 98 als Bräutigam einen Ball gegeben, der letzte dem ich in Zürich beygewohnt; sie ist eine sehr artige und hübsche Person, von lieblicher sanfter Gestalt, mit Herrn Escher im Graben-

hof verwandt". Ferner war da ein Herr Gefner, der treue Hausarzt Kaschär, die Gräfin Travers von Ortenstein und einige andere.

Zweifellos am anregendsten — wenn vielleicht auch nicht immer genehm — waren Heinrich Bansi's Besuche; vorerst fühlte sich dieser immerhin bewogen, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, welche wesentlich dazu beigetragen hatte ihm das Wohlwollen des Grafen Johann Ulrich zu entziehen; von dieser Unterhaltung — welche am Morgen jenes Pontresinertages stattgefunden — notiert Johann Ulrich nur kurz: „Bansi äußerte, seine Anstellung in den parties secrètes (honteuses) seye keineswegs Espionierung gewesen; er habe viel Geld spendiert damit die Bündner sich dem Angriff der Franzosen gegen die Kaiserlichen im Land nicht widersehten; in Davos sey es ihm gelungen". Im Laufe der folgenden Tage führt dann Bansi seine ganze Familie ein:

„den 17. hatten wir Bansi und seinen ältern Knaben zum Essen. Er klagte sehr über Sittenlosigkeit, die der Aufenthalt in Frankreich den jungen Leuten einflöße; sie brächten „Thérèse philosophe" etc mit Kupfern nach Hause und liehen dergleichen Bücher den jungen Mädchen; die Tanzgesellschaften im Winter seyen sehr ausgelassen, etc. den 20. Bansi mit seinem jüngern Knaben, einem sehr geistreichen, gesprächigen Kind.

den 21. nachmittags kam Bansi mit seiner Frau (Schwester Herrn Pfarrer Lorzas) und einer Tochter; seine älteste Tochter Babet kam im 6ten Jahr nach Zürich zu Herrn Schweizer und legte sich mit Talent auf Malerey, in Paris vervollkommnete sie sich und ist jetzt in Italien."

Besonders dankbaren Boden fanden Bansi's Mittheilungen über einen Engadiner Maler, bei seinem Besuche am nächsten Tage (22.): „Der taubstumme Mahler Thomas Frizzoni hat mehr mechanisches als Künstler Genie: er hat ein Filatorium verfertigt und sortirt jetzt bey seinem Bruder, einem Kaufmann in Bergamo, die Seidenarten nach Gefühl, ohne Wage. Man hat ihn nie in eine Anstalt gethan, deswegen ist er unfähig etwas weitläufiges zu lesen oder zu schreiben. In Rom war er bey Angelika Kaufmann, allein das Clima schlug ihm nicht wohl an und weiter als zum Kopiren konnte er es nicht bringen. den 23. Morgens brachten Bansi's Tochter Anna und eine Magd einige Gemälde Frizzonis: die besten zwey, roh in Ohl entworfene aber sehr charakteristisch gezeichnete Porträts von Landleuten; in Porträts ist er überhaupt am stärksten, so z. B. diejenigen des Herrn Ldshtms. von Sils und der 2ten Frau des Herrn Ldshtms. Planta; sein eigenes Bild, fleißig gemahlt in Ohl, ein verständiges aber nicht genialisches Gesicht. Dann ein großes Ohlstück: Wilhelm Tell wie er den Apfel schießt; grelle Gewänder etc zeigen, daß es dem Mahler an gebildetem Geschmack fehlte; das ganze ist nach

einem französischen (?) Kupferstich, dessen Idee mir gar nicht gefällt. Noch waren zwey grelle Aquarellstücke da, beyde mit ungeschmeidigem Pinsel gemahlt; die Rahmen schön geschnitz, schwarz und vergoldet, gleichfalls vom Mahler verfertigt." Am Nachmittage desselben Tages kam Bansi, mit dem Pfarrer von St. Moriz, um sich zu verabschieden.

Graf Johann Ulrich war von einem zweitägigen Besuche bei Landshauptmann Planta von Zernez zurückgekehrt; dann kam noch Herr Nicolaus Flugi — der freundliche Spender des vortrefflichen Velkliners „von Aromatikgeschmack“ — um ebenfalls Abschied zu nehmen. Abends trafen die beiden Jakobs mit den Pferden ein. In St. Moriz waren nur noch wenige Gäste.

„Am Morgen des 24. August verreisten wir bey schönem Wetter; in der Nacht war es — wie meistens bisher — fast zum Gefrieren kalt gewesen, ein Umstand dem ich — nebst der reinen Luft — es zuschreibe, daß man hier so vortrefflich schläft. Herr Nicolaus und Constantin Flugi nahmen noch Abschied von uns, dann saßen wir auf und wurden am Ende des Dorfes von Herr Dr. Forer begrüßt Nach $\frac{3}{4}$ auf 10 hatten wir die Ebene des Engadins durchheilt und stiegen bey Pont den steilen Berg hinauf und um 12 Uhr war der Gipfel erreicht. Jacob reichete mir unterweegs allerhand Blumen — fast keine von den Bekannten der Herreise blühte mehr, weder Primel noch die niedliche Alpkresse, noch die rothe Silene; höchstens hin und wieder eine Viola und eine halbwecke Dryas; nirgends die Alprose; hingegen stand das schöne saphyrne Glöckchen häufig im Thal, mehrere Gentianen (die niedliche minima — ein Miniaturgemählde der verna), eine violettblaue von widrigem Geruch und andere; Saxifraga lotyledon war in Saamen geschossen, hingegen blühte eine gelbe Art häufig an feuchten Stellen; beyderley Eisenhütlein wuchsen fast in jeder Höhe.

Es hatte die vorigen Tage geschneyt und der neue Schnee lag als blendend weiße Schichte auf dem grauen ältern; der See auf dem Berge hatte stark abgenommen — trocknet er vielleicht zuweilen auf?

Die halbe Stunde auf der Fläche des Bergs war bald zurückgelegt, dann durch einen elenden Weeg hinab in die Ganda — diese schien nur hier und da mit ganz frischen hellgrauen Steinen besät — um 1 Uhr war auch dieser holprige Strich unter unzähligen Stößen des Wagens vorüber und wir senkten uns auf lockerm Sandweeg in den Einfang der Weißensteiner Ebene hinab“

Zwei Monate nach der Rückkehr aus dem Engadin hatte Johann Ulrich Gelegenheit das benachbarte Vorarlberg kennen zu lernen; er begleitete vom 27. Oktober bis 8. November seinen Vater nach Feldkirch und Vaduz, wo dieser Zinsen einzuziehen und mit den Bauern abzurechnen hatte.

Hier sei auch noch eine Badefur in Hohenems erwähnt, im Jahre 1811; die Aufzeichnungen jener vierzehn Tage, aus welchen eine stark jüdische Atmosphäre uns entgegenweht, fügen sich nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit.¹

Die Mediationszeit.

1803 – 1813.

Waffenlärm.

Nach den fünf blutigen Jahren französischer Invasion mag den Schweizern das Jahrzehnt der Mediation als eine Zeit des Friedens erschienen sein. Aber den endlichen Abmarsch der Franzosen hatte die Eidgenossenschaft teuer erkauft: aus der Militärkapitulation von 1803 drehte ihr der gewalttätige „Vermittler“ den Strick; er legte diesen Vertrag nach Willkür aus, die Daumenschraube der Rekrutierung stets schärfer anziehend. Und immer schwebte das Damoklesschwert der teilweisen oder völligen Einverleibung über dem Vasallenstaate Frankreichs.

Trotz vereinzelter Neutralitätsverletzungen, trotz Okkupation und Annexion einzelner Kantone, fristete das Land ein leidlich ruhiges Dasein, während das übrige Europa weiterhin von der Geißel der gallischen Kriegsfurie gepeinigt wurde. Flackernder Widerschein dieser fernen Kriegsfurie fiel denn auch gelegentlich auf die losen Blätter, über welche des gelähmten Johann Ulrichs Feder eilte.

Nebenbei waren freilich die innerpolitischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft, nach Revolution und Mediation, noch derart ungesessigte, daß auch hier kriegerische Maßnahmen – bewaffnete Exekution –, gleichsam als Kraftproben den neuen Regierungen erforderlich schienen. Es ist ein eigenartiges Bild aus der Entstehungszeit der schweizerischen Armee, das sich uns bietet.

Der Bockenkrieg 1804.

Im Jahre 1804 geriet die Zürcherregierung wieder mit dem Landvolf in ernste Konflikte; diesmal stand der Landammann der Schweiz mit seiner ganzen Autorität hinter ihr und ein von ihm angeregtes Begehren um Truppenhilfe war der Auftakt zum „Bockenkrieg“. Ein eidgenössisches Aufgebot gewährte aber, da die Kantone ihre Milizorganisation kaum begonnen hatten,

¹ Vergl. Bündnerisches Monatsblatt 1925.